

Beethoven

Autor(en): **A.V.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1923-1924)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666904>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nicht zu Gunsten ihrer eigenen Kinder ausfällt. Ja, ihnen fehlt etwas, das die andern besitzen? Gute Formen. Der Vater mag ja recht haben: wir Schweizer sind nun einmal so; aber ob wir so bleiben sollen? Ein Vorzug ist denn doch diese Ungeschicklichkeit und Schwerfälligkeit im geselligen Verkehr gerade nicht, und etwas zugute zu tun brauchen wir uns eben auch nicht drauf; im Gegenteil, wir können darin vom Ausland entschieden etwas lernen. Sie erinnert sich der Wienerkinder, die allein schon durch ihre anmutige Höflichkeit sich die Herzen gewannen; und wenn gutes Benehmen und artige Formen natürlich den Wert des Menschen noch nicht ausmachen, so wird doch eine edle Frucht durch eine feine Schale ansprechender als durch eine rauhe. Und daß sie da etwas veräußt hat, das ist ihr eben heute erst recht klar geworden, wo sich die Vergleiche aufdrängten. Sie fühlt sehr gut, daß es ihr eigener Fehler ist — und freilich auch ein bißchen der ihres Mannes — und das eben hat sie so böse und heftig gemacht; und sie sieht sehr wohl ein, daß es mit einer Handvoll Ermahnungen nicht getan ist, daß man gute Sitten nicht rasch anflehen kann, sondern daß sie die Frucht täglicher Übung im häuslichen Kreise sein und so in Fleisch und Blut übergehen müssen, daß sie keine Sonn- und Festtags, sondern eine Werktagsangelegenheit sind. Sie weiß aber auch, daß sie nicht leere Formen sein dürfen, nicht bloßer Firnis, sondern zum Ausdruck vornehmer Gesinnung dienen müssen und so erst den innern und äußern Menschen zu einem einheitlichen

und harmonischen Ganzen stempeln sollen, und daß sie darum nicht nur an den Kindern, sondern auch an sich selber mit steter Aufmerksamkeit arbeiten muß, ja, daß auch der Vater noch in diese Schule gehen muß, wenn Hans sich an ihm ein Muster nehmen soll. Denn es ist leider wahr: man ist selber oft zu lässig in diesen Dingen und läßt sich manchmal im Familienkreise allzu sehr gehen.

Der Vater macht zwar noch einige Einwendungen, wie, daß durch solchen „Drill“ die „Natürlichkeit“ der Kinder verloren gehen könnte. „Aber lieber, hast du nicht bemerkt, wie natürlich gerade die Kinder deines Bruders sich bewegen? Sie müssen keinen Augenblick fürchten, eine Vorschrift, eine Ermahnung zu vergessen, weil gutes Benehmen ihnen eben durch Gewohnheit zur Natur geworden ist, während unsere Kinder entweder steif und hölzern oder ängstlich und unsicher taten oder aber in ihre gewohnten Unarten verfielen.“ — Nein, das mußte entschieden anders werden. Nicht, daß die Mutter meinte, man müßte jetzt blindlings jeden unschweizerischen, aus dem Ausland importierten Brauch nachahmen, Anna müßte zum Beispiel anfangen zu knigen, wenn sie jemand begrüßte, nein das nicht; aber wo in der Form Sinn und Gesinnungsausdruck lag, da wollte man sie pflegen, damit wechselseitig Wesen und Ausdruck sich verstärkten, und damit die Kinder lernen, sich ruhig und sicher unter den Menschen zu bewegen und so, daß der Ausdruck, die „Form“, nicht Schein, sondern Sein bedeutete.

S'isch Frühligszit.

(Nachdruck verboten.)

Säg, was du wiff, s'isch Frühligszit;
de Guggu rüeff's au scho,
und derf de Chriesbaum hindrem Hus
stohlt wie en Maie do.

Es schlüft e jedes Chäferli
froh us sim Winterzält,
es leit e subers Gwändli a
und g'schauet dänn die Wält

voll Bluemepracht und Sunneschi.
Herz, säg, was wiff no meh?
Grad häni hindrem Wipbhornstruch
mis herzig Schätzli gfeh.

Si Augli lüchtet wie ne Bluet,
und liebli wink's mer zue:
s'isch Frühligszit, herzliebe Schatz,
muesch Sunne ha bis gnue.

Anna Kling-Megert, Uster.

Beethoven.

(Nachdruck verboten.)

Es war Palmsonntag. Der Frühling sang
sein sanftes Auferstehungslied in den blauen
Himmel hinein. Ich lag am Rand des lichten

Bergwaldes, der weit über mein Heimattal nach
den blinkenden Firnen der Alpen ausschaut,
und wollte meiner Seele ernste Gedanken zu-

führen, um sie empfänglich zu machen für geistlichen Segen; denn an diesem Morgen sollte man mich in die christliche Gemeinde aufnehmen.

Der Fluß, der das breite Tal durchzog, silberte zwischen dem zarten Grün knospender Weiden und Birken hindurch, die das Ufer verschleierten. Kein Vogel sang, und doch war Musik in den Lüften, während drunten in der Tiefe das Städtchen noch schlief.

Ich horchte auf und in den Wald hinein: Beethovens Frühlingssonate! Die ich schon manchmal von Klavier und Geige gehört hatte, nun aber gespielt von einem Orchester! Nah, doch unsichtbar. Aber so fein und schön war mir das Werk noch nie erklingen. Das Erwachen der Natur, die Kunde von neuem Lebensdrang, in den die Menschheit hineingerissen wurde, die Sehnsucht nach Liebe, der gedämpfte Sturm der Leidenschaft und ihrer himmlischen Klärung, die Erfüllung des Willens hatten mich nie zuvor so tief ergriffen. Meine Seele wiegte sich auf den Wellen dieser Tonflut und war selig in wehmütvoller Schönheit. Schluckzte nicht die Nachtigall? Sproßte nicht die ganze Erde schon unter einer duftenden Wolke von Blütenstaub? Ging ich nicht selber ein in das Reich der Nächstenliebe und nahm Teil an dem großen Mysterium, das sich in der Erneuerung der lebendigen Natur vollzog? Meine Seele schwamm mit in der allgemeinen Wonne.

Plötzlich stieß sie an einem schreckhaften Gedanken an: Du solltest bereits in der Kirche sein! Mach dich schleunig auf!

Ob ich nicht die Konfirmation versäumt hatte? Die Furcht, zu spät zu kommen zur heiligen Handlung, gab mir Flügel. Ich eilte, ohne mit den Füßen die Erde zu berühren, den Abhang hinunter, durch die Straßen des Städtchens in die Kirche, wo ich im Unterweisungszimmer eben atemlos ankam, als der Pfarrer anfang, den angehenden Christen die nötigen Anleitungen für ihr Verhalten bei der Einseg-

nung zu geben. Er war ein guter Herr und hielt auf Ordnung. So näherte ich mich dem Gestrengen, um meine Entschuldigung vorzubringen. Wie ich droben im Bergwald einer himmlischen Musik gelauscht, darüber mich vergessen und die Konfirmation beinahe versäumt hätte. Merkwürdigerweise fand er dafür ein gütiges Lächeln, und anstatt mir einen kränkenden Verweis zu erteilen, legte er mir die weiche Hand auf den Kopf und fragte mich versöhnt und mild:

„Was war's denn für eine Musik?“

„Beethovens Frühlingssonate“, gab ich zur Antwort.

„O!“ sagte er und war entzückt, — denn er pflegte zuhause die Musik mit Hingebung — „Beethoven ist auch Gottesdienst! Er führt uns aus der Hölle der Beschränktheit in den Himmel der innern Freiheit. Er weckt die heilige Kraft in unserm Herzen, die uns über uns selbst emporreißt.“

Da war ich wiederum selig und Flügel wuchsen meiner Seele und ich schwebte leicht dahin wie ein Frühlingswölklein, und hätte doch dem Mann auf den Knien danken mögen, obschon ich sein Wort nicht ganz erfaßte.

Aber nun setzte die Orgel mit einem brausenden, erschütternden Choral ein. Wir erhoben uns, um in Reih und Glied in die Kirche hinüberzuschreiten. Da entstand plötzlich ein Aufruhr, indem ein anderer Spätling ungestüm unter uns fuhr und die Durchgangstür hinter sich ins Schloß warf. Mit dem Knall brach auch der Orgelvortrag ab — und ich erwachte aus meinem Traum zur nüchternen Erkenntnis des Daseins der Dinge. Aber der Traum war ein erhebendes, bestimmendes Erlebnis, wahrer und wirksamer als greifbare Wirklichkeit.

Wie hieß es doch? „Beethoven ist auch Gottesdienst!“ Dieses Wort will mir nicht mehr aus dem Sinn. A. B.

Mozarts Requiem.

(Nachdruck verboten.)

Er blickte mit staunenden Augen durchs offene Fenster zu den ewigen Bergen hinüber, deren Giskuppen purpurn erstrahlten im Licht der untergehenden Sonne, während das weite Tal schon in kühlere Dämmerung lag. Nun griff er sich ans Haupt, fuhr mit den blaffen

Händen über Stirn und Wangen und fühlte, wie sie glühten.

„Sonne meines Lebens, bist du auch am Untergehen?“

Ja fröstelte. Er zog sich die Decke, die auf den Knien lag, über die Brust herauf und